

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 16. May 1822.

59

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

G i o v a n n i.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

(Fortsetzung)

Giovanni hatte jetzt nicht Muße, diesen, wie es schien, langen Brief zu lesen; daß sein Vater lebe und gesund sey, sagte ihm sowohl die Ausführlichkeit desselben, als die festen Züge der Handschrift, daher steckte er ihn ein, und flog hinüber in das Lindenhäuschen. Man schien ihn dort erwartet zu haben, denn festlich mit Blumen geschmückt war das ganze Haus; überall standen reichverzierte Vasen voll duftiger Blumen; an den Wänden hingen Kränze, denen der lieblichste Wohlgeruch entströmte.

Mit freudiger Rührung trat ihm der Alte entgegen; schüchtern erröthend die zarte Jungfrau; die Worte des Dankes erstarben auf ihrer Lippe. Desto beredter sprachen ihre Blicke, während der Greis, den wir von nun an bey seinem Namen, Bernhard, nennen wollen, sich in Dankesbegrüßungen gegen ihn erschöpfte. Eine selige Stunde nach der andern entfloß dem Jünglinge in dieser freundlichen Umgebung, denn obgleich Bernhard sich nicht aus dem Zimmer entfernte, so genügte es Giovanni doch, nur Eine Luft mit der Geliebten einzuathmen, von Einem Raume mit ihr umschlossen zu seyn, dann und wann ihren Blicken zu begegnen. Wie ein Trunkener kam er nach Hause; da wirkte der Anblick von Lorenzo's Reisewagen, der vor der Thür hielt, höchst widrig auf ihn. Er hätte den Freund aus einem geheimen, ihm selbst unklaren Gefühl lieber tausend Meilen entfernt gewünscht, als jetzt in seine Nähe. Verstimmung war seiner Seele fremd, daher erwiderte er nur kalt den warmen Gruß desselben und machte sich bald unter dem Vorwande von ihm los, daß er den Brief des Vaters mit Muße lesen wolle. Lorenzo schien diesen kalten Empfang nicht zu bemerken und ließ ihn gewähren.

Der Brief des Vaters war freundlicher, herzlicher, liebevoller, als er je einen empfangen hatte. Der Duca schien so zufrieden mit den guten Nach-

richten zu seyn, die er über den Sohn durch Lorenzo empfangen zu haben schrieb, daß er ihm seine Freude nicht genug auszudrücken vermochte. Mit Entzücken redete er über die schönen Hoffnungen, die er für ihr beyderseitiges Glück durch eine Verbindung Giovanni's mit einer edlen Fürstentochter des Vaterlandes erfüllt zu sehen erwartete; er deutete es sogar auf eine feine Weise an, daß er bereits die fürstliche Jungfrau ausersehen habe, die dereinst seinen Giovanni beglücken solle; er schmückte die ihm bestimmte Braut mit allen Vorzügen des Geistes, Körpers und der Geburt aus und sagte, daß nur die Edelste, Schönste und Tugendhafteste werth sey, von ihm zum Altare geführt zu werden. „Freudig, und ganz befriedigt vom Leben, werde ich dereinst aus dieser Welt scheiden,“ schloß der Brief, „wenn mein Giovanni mir auch noch diese Hoffnungen erfüllt, wie er andere, eben so herrliche gethan; aber nur so auch, und nicht anders, kann sich mein Leben schön vollenden.“

Gedankenvoll vor sich hinstarrend, den Brief noch immer offen in der Hand haltend, saß der Jüngling da. Welche, dem Inhalte desselben widerstrebende Wünsche waren nicht seit Kurzem in seiner Seele emporgestiegen!

10.

Ein halbes Jahr verfloß, während Giovanni täglich Eugenie sah, täglich ihr seine Liebe gestand und täglich das Geständniß ihrer Gegenliebe erhielt. Seine Sinnlichkeit entbrannte an den unendlichen Reizen der Jungfrau. Aber diese war nicht zu bewegen, auch nur einen Fingerbreit vom Wege der Tugend abzuweichen. Giovanni, von der Gluth seiner Begierden verzehrt, gerieth in Verzweiflung. „Nein,“ rief er eines Tages, „nein, ich ertrage die Last nicht länger allein, die sich auf meine sonst so freye Brust gewälzt hat, ich will dem klügeren Freunde meine Wünsche, Hoffnungen, Zweifel und Befürchtungen mittheilen, will Trost, Beruhigung und Belehrung bey ihm suchen; er wird den namenlosen Qualen einen Damm zu setzen wissen, die so lange schon mein ganzes Innere überfluthen! Nach diesem Selbstgespräche begab er sich zu Lorenzo'n, der, ruhig lächelnd, seine Geständnisse anhörte und ihn dann mit der Nachricht überraschte, daß er lange alles wisse und nur auf den Augenblick gewartet habe, wo sich seine Seele ihm von selbst öffnen würde.

„Und was soll ich beginnen? welchen Rath hast du mir zu geben?“ fragte der Jüngling ungestüm. „Lodernde Flammen verzehren meine Brust, seit ich Cäcilien sah, seit das Geständniß ihrer Gegenliebe mein trunkenes Ohr berührte; sechs Monden trage ich die Qual nun schon, den Jubegriff aller Reize täglich zusehen, die süßesten Liebesworte von ihren Lippen zu hören, aber ihre strenge Tugend tritt wie ein gespenstisches Wesen zwischen sie und meine heißen Wünsche.“ „So laß uns eilends von hier fliehen,“ entgegnete ihm Lorenzo, ihn mit prüfenden Blicken betrachtend, „suche sie in der Ferne, in den Armen eines andern schönen Weibes zu vergessen.“ „O was forderst du!“ rief der Jüngling entsetzt bey diesen kalten Worten; „sie verlassen, Eugenie verlassen! nein, nimmermehr! Verzehren würden mich die wilden Gluthen, die sie in mir entzündet hat, zwischen jede andere Freude des Lebens würde ihr holdes Bild treten und sie schal und farblos machen; nur ihr Besitz, ihr völliger Besitz kann mir Glück, Ruhe und Befriedigung geben; mein muß es werden, das schönste Weib der Erde, mein um jeden Preis!“ „Bist du so

„Fühn, Giovanni?“ entgegnete ihm Lorenzo. „Ja, sie würde dein seyn, wenn du wirklichen Muth hättest; aber du klebst noch immer an Vorurtheilen, du bist noch nicht frey, bist noch der Slave des Phantoms, das man Tugend nennt; genießen möchtest du wohl, was das Leben Schönes und Herrliches beut, aber deine Engherzigkeit, deine Feigheit verkümmert dir jeden Genuß. Ich wüßte ein Mittel, sie in deine Arme zu liefern.“ „Rede, sprich! Ich beschwöre dich, foltre mich nicht länger.“ stürmte der Jüngling auf ihn ein; „sieh mich bereit, es mit Hölle und Himmel zu wagen, um das süße Glück zu erringen, nach dem meine Seele schmachtet!“

„Und welchen Preis setzt sie auf ihre Gunst?“ fragte Lorenzo.

„Nur als meine rechtmäßige Gattinn, nur anerkannt als Tochter von meinem Vater, will sie mein seyn,“ entgegnete Giovanni; „und darf ich hoffen, diese Bedingungen je erfüllen zu können? Wird der Stolz meines Vaters es zugeben, diese Bürgerliche, Namenlose, diese Fremdlinginn je Tochter zu nennen? Sieh, das ist es, was mich zur Verzweiflung bringt, das ist es, was alle Ruhe, alle Hoffnung aus meiner Seele verbannt. Aber rette du mich, Lorenzo, du kannst es, ich kenne ja deine Macht, dir ist nichts unmöglich!“

„Ja, ich kann dich von deinen Qualen befreyn, ich kann es,“ entgegnete ihm Lorenzo ernst, „aber der Preis wird dir dennoch, trotz aller deiner Verheuerungen, zu hoch seyn, denn du bist noch nicht frey!“

Giovanni schauderte unwillkürlich bey diesen Worten; eine Ahnung dessen, was Lorenzo von ihm fordern würde, durchhefte seine Seele und das Wort erstarb auf seinen Lippen.

11.

In wilder Verzweiflung war Giovanni fortgestürzt; wie ein halb Wahnsinniger durchstrich er die winterlichen Fluren, umkreiste er die Friedenshütte der Geliebten. Ohne den Fuß über ihre Schwelle zu setzen, verbrachte er mehrere Tage, selbst Lorenzo vermeidend, der ihm furchtbar geworden war. Stumm und in sich gekehrt, den matten, erloschenen Blick auf die Erde geheftet, saß er eines Abends so auf seinem Zimmer; die Flamme des Kamins, die einzige Erleuchtung des finstern Gemachs, die er duldete, bildete allerley wunderbare Figuren an den Wänden und erhöhte die Schauerlichkeit des Abends, denn draußen schienen alle Winterstürme losgelassen zu seyn und zum letzten Male noch gewaltsam mit dem nahenden Frühlinge zu ringen. Da öffnete sich die Thüre und Lorenzo trat zu ihm ein. „Unglücklicher,“ sprach er mit sanfter, bewegter Stimme; „wie bald wäre dir zu helfen, aber du willst nicht!“ Bey diesen Worten sprang Giovanni empor und ihm näher tretend sprach er mit dem Ausdrücke der höchsten Verzweiflung: „Ich kann nicht mehr ringen, ich will! Nimm mich hin!“

„Es gibt nur eine Macht, welche dich retten kann; wirf dich vertrauend in ihre Arme; gib dich ihr zu eigen, und du wirst frey und glücklich seyn!“ Die Leidenschaft, die den unglücklichen Jüngling seit so langer Zeit umstrickt hielt, hatte seiner Seele alle Kraft zum Widerstande geraubt: nur Eins, der Besitz der Geliebten, schwebte noch vor derselben, belebte die matten Pulse seines Lebens; ohne diesen gab es keine Seligkeit, kein Glück, keinen Himmel mehr für ihn! Ach! er schauderte nicht mehr vor dem Gedanken,

wie früher, zurück, an einen Sinnenrausch seine Existenz zu setzen, an deren ewige Dauer er glaubte! „Vermag diese Macht,“ sprach er nach einer langen Pause, „wirklich die Qualen aus meiner zerrissenen Brust zu verbannen, so will ich ihr angehören, mit Leib und Leben.“ „Eugenia soll dein seyn,“ entgegnete ihm Lorenzo, „aber Bürgschaft mußt du geben, daß du es ernstlich meinst. Du kennst aus alten Traditionen die gewöhnliche Formel; eine Unterschrift mit deinem Blute ist hinreichend.“ Giovanni saß lange in düstres Schweigen versenkt da; seine Seele war von tausend Gefühlen zerrissen. Endlich siegte die Leidenschaft und, sich mit einem Messer rasch an der Hand verwundend, sprach er: „Schaffe Licht; ich will!“ Auf dieses Wort verließ Lorenzo schnell das Zimmer und kehrte eben so schnell mit Licht und Schreibmaterialien zurück. Ihm die Feder reichend, sprach er: „So schreib denn!“ Giovanni tauchte sie in den hervorstömenden Quell seines Blutes und schrieb. Lorenzo nahm das Blatt und sagte: „Morgen schon sollen deine Wünsche erfüllt werden, morgen schon, das darf ich dir versprechen.“ Giovanni antwortete ihm nicht; er schien alles um sich her vergessen zu haben, und erst als Lorenzo schon lange das Gemach verlassen hatte, erwachte er aus seiner dumpfen Betäubung. Wie ein Fieberfrost schüttelte ihn die Erinnerung des Geschehenen; mit Schauer blickte er auf das noch immer herabrieselnde Blut an seiner Hand. Er klingelte und befahl, ihm Wein zu bringen, den er in raschen Zügen hinuntertrank und durch den er fand, was er jetzt einzig noch suchte, Selbstvergessen.

12.

Lorenzo hatte ihm am andern Morgen ein Fläschchen mit der Weisung zugestellt, daß zwey Tropfen davon in das Getränk Eugeniens geschüttet, sie zu seiner Beute machen würden. Am Abende zog es ihn nach ihrem Hause. Als er durch das niedre Fenster blickte, als er sie ruhig und mit allem Zauber der Jugend, Schönheit und unentwehten Unschuld neben dem Greise sitzen und diesem aus der Bibel vorlesen sah, trieb ihn eine geheime Macht von ihrer Schwelle zurück. Ein Tempel schien ihm die stille Wohnung zu seyn, in den er den unheiligen Fuß nicht setzen dürfe; wie von Furien gepeitscht, begab er sich wieder fort. Der Mond schien hell durch zerrissene Wolken; widerlich war ihm das Licht desselben und er suchte eine Stelle im Garten, der an das Häuschen stieß, wo er vor demselben verborgen war. Er konnte alles beobachten, was im Zimmer vorging; er sah Eugenie das heilige Buch weglegen und ans Fenster treten. Sie schien ihn zu erwarten, denn leise öffnete sie es zu mehreren Malen und schaute bald in den Garten hinab, bald nach der Landstraße hin. Da konnte er nicht länger warten, er eilte zu ihr und gab ihr seine Nähe kund; mit einem freudigen Ausrufe empfing sie ihn.

13.

Es war vollendet, das höllische Werk der Finsterniß: gebrochen lag die süße Blüthe der Unschuld; matt nur rang noch die weibliche Schamhaftigkeit in den Armen des Verführers, vom höllischen Trunke betäubt; der schützende Genius entfloß weinend und entweiht war das schöne Jugendleben Eugeniens! Monden flohen in steter Erneuerung des Verbrechens dem unglücklichen Jünglinge dahin, allmählig schwand der Reiz der Neuheit, und Überdruß, Gleich-

gütigkeit trat an die Stelle des brennenden Verlangens, das ihn früher erfüllt hatte. Er konnte jetzt Tage, ja sogar Wochen verfließen lassen, ohne die entweihete Wohnung der Geliebten zu betreten. Sie machte ihm keine Vorwürfe, aber ihr blaßes Antlitz, ihre verweinten Augen sagten ihm mehr, als es durch Worte geschehen konnte. Er hatte ihr geschworen, sie als Gattin nach Italien heimzuführen; sie mahnte ihn nicht mehr an dieß Versprechen, wie sie früher gethan, aber jeder Seufzer ihrer Brust schien ihn anzuklagen, war ein peinigender Stich für sein Bewußtseyn. Endlich ward ihm dieser Zustand unerträglich und es bildete sich nach und nach der Vorsatz in seiner Seele aus, sie zu verlassen. Am Abende vor der Ausführung dieses Vorsatzes saß er träumend und schweigend neben ihr; dunkle Ahnungen schienen die Seele des Mädchens zu durchbeben, und mit der Angst der Verzweiflung sprach sie endlich die Worte: „Giovanni, wenn du mich doch getäuscht hättest, wenn du mich verlassen könntest!“ Erschreckt durch diesen Blick in seine Seele, sprang er auf, und erschöpfte sich, um sie von diesen, ihn peinigenden Gedanken, abzubringen, in Betheurungen und Schwüren, mit dem furchtbaren Vorsatz im Herzen, sie alle zu brechen, schon morgen zu brechen! Er verließ sie bald, denn es ward ihm unmöglich, noch länger so höhnende Verstellung auszuüben. Sie begleitete ihn vor die Thür, sie konnte ihn nicht aus ihren Armen lassen, sie bat, sie beschwor ihn mit heißen Thränen, nicht treulos, nicht verrätherisch an ihr zu handeln. Und er erneute seine Schwüre! Als er sich endlich losgerissen hatte und eilends durch den Garten stürzte, um nach seiner Wohnung zurückzukehren, trat ihm an einer Stelle, wo die Wege sich kreuzten, eine finstre, furchtbare Gestalt entgegen und sprach mit einem schellenden Hohngelächter, daß ihm die Seele bebte: „Nun bist du mein, mein für immer! Mit dem Vorsatz des Verraths im Herzen schwurst du dem Mädchen Treue! Mein bist du, für immer, hoffe mir nicht mehr zu entriennen!“ Betäubt, der Besinnung beraubt, stürzte Giovanni zur Erde und erwachte erst durch das Rütteln des Wagens, der eilig mit ihm davon fuhr. „Wo bin ich?“ fragte der Geängstigte. „Auf dem Wege nach N.“ entgegnete ihm Lorenzo, der neben ihm saß. „Du hattest ja die Postpferde bestellt, die uns dorthin führen sollten. Als ich dich die Nacht vergeblich überall gesucht hatte, fand ich dich am Morgen besinnungslos am Wege liegen, und da der Reisewagen völlig in Bereitschaft stand, ließ ich dich hineinlegen, hoffend, die Bewegung desselben werde dich schleuniger, als jedes andere Mittel, wieder zur Besinnung bringen.“ „Und Eugenia?“ fragte Giovanni. „Eugenia wird sich wundern, Anfangs einen großen Lärm erheben und sich endlich trösten. Du bist doch noch immer ein Kind. Glaubst du wirklich an eine Ewigkeit der Liebe und des Schmerzes? Das alles sind nur Phantasmen und Träume. Frisch wieder hinein ins Leben, dort wird alles besser werden, als du denkst!“

(Die Fortsetzung folgt)

C h a r a d e.

Im dunklen Hain des ewig grünen Südens
 Erschloß die Erste ihre inn're Kraft;
 In ihren Schatten labte sie den Müden,
 Als noch im Keime quoll der milde Saft.

Zum Kranze biegt die Zweyte sich hernieder,
Wenn hold der Frühling sie mit Grün umtaubt;
In ihr ertönen Philomelens Lieder,
Sie schmückt der Jungfrau und des Dichters Haupt.

In schwerer Zeit der Ersten Stamm entnommen
Erschien das Ganze in den Lüften mild;
Zum Troste war von Oben es gekommen
Und noch ist es des Friedens Segensbild.

Sephine.

M i s c e l l e n.

Zimmermann erzählt in seinem Taschenbuche der Reisen, daß zwey Könige der Insel Buca Embomma einen Krieg wegen einer alten Grenadiermütze geführt haben, indem die erste Frau Gemalinn eines jeden sie zu ihrem Kopfsuge aufersehen hatte. * *

Theophilus Sibber, der Schauspieler, lebte sehr kostspielig. Als er eines Tags von seinem Vater hundert Pfund verlangte, „Blitz!“ rief Jener. „Kannst du nicht von deinem Gehalte leben. Ich verschwendete keinen Pfennig von meines Vaters Geld.“ „Aber,“ entgegnete Sibber, „manche hundert Pfund von meines Vaters Geld.“ Der Vater lachte und gab.

Saug.

T h e a t e r = A n z e i g e.

Auf die Gastdarstellungen, welche Hr. Wilhelmi, von der Pragerbühne, auf dem k. k. Hoftheater an der Burg gegeben und welche in Nr. 55 dieser Zeitschrift angezeigt worden sind, folgt jetzt Hr. Becker, vom Nationaltheater in Frankfurt. Ohne eben ein Gelüste nach der Universalität in sich zu verspüren, welche Hrn. Wilhelmi so viel schaffen läßt, oder, zu schaffen macht, beutet Hr. Becker das Repertoire des deutschen Theaters von der komischen und von der tragischen Seite zugleich aus. Dergleichen Bestrebungen scheinen an der Tagesordnung zu seyn: den Kunstjüngern von heuer ist es bloß um eine panoramatische Bildung zu thun. Sie streben darnach, dramatische Decorations-Maler zu werden, und ihre Werke nehmen sich, mit Hülfe der optischen (perspectivischen) Täuschung, recht wohl aus. Besteht man aber diese Maschinenmalerey in der Nähe, so wird man zu seinem Erstaunen gewahr, daß diese oder jene Figur, welche in der Ferne grazios und schulgerecht geschienen, nichts weiter als — eine Frage ist. Eben diese Pinselley im Großen, welcher sich die meisten deutschen Schauspieler ergeben, ist Schuld an dem Mangel, welchen wir an dramatischen Portraitmalern haben.

Hr. Becker hat bis jetzt einen tragischen, einen ernstern, einen komischen und einen läppischen Helden gespielt (Don Cäsar in der Braut von Messina, den Jäger im Nachtlager von Granada, Carl Ruf in der Schachmaschine und den Grafen in Wie man sich täuscht).

Hr. Becker beutet, wie gesagt, die komische und die tragische Mine zugleich aus; ein ungeheures Unternehmen, wie uns dünkt. Denn, welche Eigenschaften werden dazu erfordert? Für das Trauerspiel die tiefste, innigste Begeisterung, für das Lustspiel die scharfsinnigste Reflexion, und für beyde Genie.

Wie es grammaticalische Schemata gibt, nach welchen conjugirt und declinirt wird, so existiren bekanntlich auch dramatische, welche zu Typen bey schauspielkünstlerischen Darstellungen gebraucht werden. Nach einem solchen Schema war der Don Cäsar des

Hrn. Becker geformt und in so fern also keine regellose Gestalt. Im Gegentheil waren die mimischen und declamatorischen Beugefälle dieser Rolle recht gut memorirt und wurden mit Virtuosität debitirt. Eine Phrase des grammatisch-theatralischen Pensums schien uns jedoch von dem Künstler nicht im Geiste jenes Schema analysirt oder vielmehr explicirt zu werden; offenbar fiel hier ein Constructionsfehler vor: wir meinen die Erzählung von dem Begräbnisse und von dem dabey Statt gefundenen ersten Zusammentreffen Don Cäsar's mit Beatrice. Warum seht sich Hr. Becker dabey, im eigentlichen Verstande, in Positur, warum nimmt er den Hut ab, warum hebt er diese Erzählung nicht geistig, sondern bloß materiell hervor, warum verläßt er plötzlich, nach Endigung dieser Erzählung, gleichsam mir nichts, dir nichts, jene Positur, warum setzt er den Hut wieder auf, warum endlich behandelt Hr. Becker diese Erzählung, als wäre es eine bloße Declamationsübung, zu der man bey'm Besinnen eine gewisse Haltung annimmt und bey'm Ende wieder verläßt? Unsere Pflicht heißt es übrigens, Hrn. Becker auf den hohlen Nasenton aufmerksam zu machen, dessen er sich in seinen ernstlichen Darstellungen bedient. Die Abgänge ohne affectirte Sorgfalt behandeln, zeigt von Bewusstseyn; aber sie gänzlich vernachlässigen, gebiert Undankbarkeit im Publicum: hätte Hr. Becker seinen Abgang im dritten und im vierten Aufzuge auf eine andere Weise, als durch das Klappen mit den hohen Stiefelhaken, bemerkbar machen wollen, er wäre applaudirt worden, tout comme un autre. Auch sein Mantel war zu lang und drappirte auf eine ungraziöse Weise.

Die Darstellung des Jägers im Nachtlager von Granada war im Ganzen schulgerecht, im Einzelnen etwas besseres, besonders in einigen Reden zu Gabrielen, wo eine gewisse Gemüthlichkeit recht wohl ansprach. Die letzte Scene fiel dagegen gänzlich auf die Erde. Die hohen Haken ließen sich wiederum vernehmen.

Einige launige Andeutungen, welche Hr. Becker in letztgenannter Rolle zum Besten gegeben, hatte unsere Aufmerksamkeit auf seine Darstellungen im Lustspiele gelenkt. So sahen wir seinem Grafen in: *Wie man sich täuscht*, mit besondern Erwartungen entgegen, und wir müssen gestehen, Hr. Becker hat sie, wo nicht alle, doch einen großen Theil derselben erfüllt. Nicht daß wir etwa glaubten, diese Rolle ließe nicht noch eine andere Physiognomie zu: im Gegentheil scheint Hr. Becker dieselbe zu gewichtig genommen zu haben. Aber die Haltung, welche der Künstler diesem Grafen gab, war im Ganzen genommen wahr und zusammenhängend, ob ihr gleich an mehreren Stellen das à-plomb, die Sicherheit, abzugehen schien. In Hrn. Becker vereinigen sich mehrere Eigenschaften, welche dieser Art Rollen sehr zuträglich sind: er besitzt leichte Beweglichkeit, graziöse Formen, geschmackvolle und ungezwungene Stellungen, eine vortheilhafte Körperbildung, ein deutliches, markirtes und geläufiges Organ und endlich eine gewisse theatralische Decenz. Der Beyfall, welchen er mit der eben genannten Rolle erntete, war nicht jener stürmisch-präparirte Ausbruch befreundeter Gemüther, sondern er bestand vielmehr in jenen unwillkürlich herausgestoßenen Äußerungen eines wahrhaft empfundenen Wohlgefallens. Eine recht gute Aussprache des Französischen, die nur hin und wieder in einigen Wörtern den deutschen Mund verrieth, kam dem, übrigens auch gut costumirten, Künstler recht wohl zu Statten. Der Dankagung an das Publicum für die Ehre des Herausrufens muß Hr. Becker entsagen: „die höchste Stufe, welche er auf der vorgeschriebenen Bahn erreichen will,“ widersezt sich diesem Unternehmen.

Der gnügende Erfolg, welchen die so eben genannte Darstellung gehabt hatte, war Ursach, daß wir eine lebhaftere Neugierde empfanden, Hrn. Becker im *Carl Ruf* zu sehen. Bekanntlich ist dieser Charakter das Steckenpferd aller derjenigen Schauspieler, welche glauben, daß es Rollen gibt, die sich von selbst spielen. Wenn wir nicht irren, so werden unter diese Kategorie alle diejenigen Personagen begriffen, deren Thun und Treiben, besonders aber, deren Rede, dergestalt in's bürgerliche Leben eingreifen, daß das große Publicum, welches doch eigentlich nur aus Caius und Sempronius besteht, die Handlung und die Reden des dargestellten Helden selbst im Schlafe verstehen und begreifen kann, weil diese Handlungen und diese Reden gerade eben so

sind, wie der Cajus, oder der Sempronius, einstens selbst gehandelt und geredet haben, oder wie sie es noch thun. Daher kömmt es, daß das Publicum diese Rollen belacht, wie und von wem sie auch gespielt werden, wenn es nur mit einer deutlichen und geläufigen Zunge geschieht.

Nach der ungefähren Kenntniß, welche uns die drey ersten Darstellungen des Hrn. Becker von dessen Einsicht in die Schauspielkunst verschafft hatten, mußten wir bezweifeln, daß dieser Künstler glaube, es gebe Rollen, welche sich von selbst spielen. Dennoch zeigt ihn uns seine Darstellung des Carl Ruf in diesem Irrthume tief befangen. Wir müssen uns daher die Freiheit nehmen, ihm über diesen Gegenstand kurz, aber unumwunden, unsere Meinung vor Augen zu legen: wir leben der innigsten Überzeugung, daß, im qualitativen Sinne genommen, die eine Rolle eben so schwierig ist, wie die andere, und daß nur im quantitativen Sinne zur Darstellung der einen mehr Kunst gehört, als zur Darstellung der andern.

Sollten wir uns in der Vermuthung, daß Hr. Becker die Rolle des Carl Ruf als sich von sich selbst spielend betrachtet, irren (eine Voraussetzung, welche wir gern nicht allein für möglich, sondern sogar für höchst wahrscheinlich, annehmen wollen); so liegt es diesem Künstler ob, uns zu erklären, warum er die Darstellung derselben, so zu sagen, über's Knie gebrochen, warum er, statt eines zusammenhängenden, nach einem reiflich überdachten Plane construirten und mit streng-künstlerischer Einsicht und Besonnenheit ausgeführten, Ganzen, nur ein rhapsodisches, aus bloßen Zufälligkeiten bestehendes, Allerley gegeben hat, in welchem an die Stelle künstlerischer Intentionen die allermehrschicht Willkür getreten ist? Hr. Becker hat sich übrigens in dieser Rolle so im eigentlichen Verstande gehen lassen, daß er während der Vorstellung unzählige Male die Bühne in die Kreuz und in die Quere überschritten ist. Wir haben vielleicht Unrecht, dem Künstler alle Intentionen abzusprechen: in der Scene, wo er, im Philosophen-Schlarfackel auf dem Tische sitzend, mit den Beinen baumelt, war allerdings eine solche zu bemerken. Die äußeren Erfordernisse zur Darstellung des Carl Ruf, Tournüre, deutliches und sonores Organ, Theateroutine, passliche Gestalt u. s. w., sind in Hrn. Becker vereinigt, das Chaos zu der Schöpfung ist also da; aber der Geist der Kunst hat ihm seinen lebendigen Hauch noch nicht eingeblasen. Der Künstler hat sich eine gewisse Stellung angewöhnt, welche, mit Sparsamkeit angebracht, voll Wirkung seyn könnte, aber, in jeder Scene wiederkehrend, mißfallen muß: wir meinen das Überschlagen des Fußes und die Stemmung der Spitze desselben gegen die Erde.

Modenbild XX.

Ein Überrockleid von Battist, Mouffeline mit Schleifen von Dünntuchband geknüpft und mit Stickereystreifen garnirt. Strohhut, bloß mit einem breiten Bande verziert.

Druckfehler.

Wir ersuchen unsere geehrten Leser, bemerken zu wollen, daß das, in Nr. 55 unserer Zeitschrift abgedruckte, Gedicht, „die Magnetnadel“ betitelt, nicht mit Helmine, sondern mit Sephine, unterzeichnet seyn muß.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

haben,
elacht,
und ge-
es Grn.
wir bes
spielen.
befans
d kurz,
n über:
bwierig
ng der
rl Ruf
en nicht
so liegt
zu sa-
einem
nd Bes
igkeiten
ntionen
rolle so
stellung
st. Wir
Scene,
n bau
Darstel
e, pass
fung ist
ebtasen.
keit an-
isfallen
desselben

and ge-
Bande

e. 55 uns
mit Hets



P. u. St. Del.

J. J. Schöber. sc.

XX.

Wiener Moden.

*50
1822*

